# Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 252. Sonnabend den 8. September 1888. 82. Jahrgang.


## Die Wiener Alpen und ihr Dichter.

* Jede Großstadt freut sich der Herrlichkeit oder Lieblichkeit ihrer Umgebungen, und nichts ist begreiflicher als eine solche Selbstzufriedenheit, denn für die armen Häftlinge der modernen Millionenpferche bedeutet die Umgegend so viel als Erlösung und Erholung, reinere Luft und freieres Athem. Zu fragen, welche der europäischen Großstädte am schönsten liege, ist denn auch eine ganz unnütze Spielerei. Eine jede berühmt sich vor Allem dessen, was sie besitzt, und hält sich selbst für den auserkorenen Liebling der Natur. Da giebt es keinerlei Vorzüge, nur Gegensätze. Die eine Stadt preist ihre Berge, die andere ihre Seen und Wälder, manche das Meer, dahin sie in wenigen Stunden gelangen kann. Wien hat (so führt ein Feuilletonist in der „Neuen Freien Presse" aus) das Gebirge, und zwar das Gebirge in allen Formen und Abstufungen. Die Berge, die sich im Halbkreis fast bis zum Saume der Stadt drängen, sind blos das Vorwerk einer höheren Natur. Wenn wir uns von den letzten Häusern an südwärts wenden, so geht es unaufhörlich bergan, und mit jeder Staffel, die uns emporführt, wechselt das Bild, ändert sich der Charakter der Landschaft. Dem Anmuthigen folgt das Wildromantische, der Ruhe eine großartige Aufgeregtheit. Und immer höher zieht es sich von Gipfel zu Gipfel, wie ein mächtig aufjubelnder Gesang, bis hinan zu der höchsten Kuppe Niederösterreichs, wo der Schnee dem Strahl der sommerlichen Sonne trotzt. Bis hierher reicht der weiteste Kreis der Wiener Umgebungen. Der Schneeberg bildet ihre letzte Grenzmauer, und es ist überhaupt noch nicht so lange her, daß man dieses prächtige Gebirgsland zu den Wiener Umgebungen rechnen darf. Wäre man nicht von Gedenkfeiern aller Art übersättigt, so müßten die Touristen in den letzten Tagen dieses Sommers unter Lob und Dank ein Jubiläum begehen. Im Jahre 1838, also genau vor fünfzig Jahren, wurde der Bau der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn begonnen, und im Jahre 1842 vollendete sich die Schienenlinie zugleich mit der neuen Fahrstraße über den Semmering. Jetzt erst war der Schneeberg den Stadtthoren näher gerückt, jetzt erst gehörte das Gebirge den Wienern. Man lasse sich von älteren Herren erzählen, wie beschwerlich bis dahin eine Fahrt von Wien nach Gloggnitz gewesen. Beim goldenen Kreuz auf der alten Wieden standen die erbärmlichen viersitzigen Landkutschen, die ein fürsorglicher Fahrgast nie bestieg, ohne zuvor sein Testament gemacht zu haben. Um 5 Uhr Morgens erfolgte die Abfahrt. Bei der Spinnerin am Kreuz riß gewöhnlich der erste Pferdekranz. In Traiskirchen wurde Mittagsrast gehalten, und Abends erreichte man gelähmt und gerüttelt, halbtodt von Staub und Hitze die Herberge in Wiener-Neustadt. Am andern Tag ging es über Neunkirchen und St. Valentin nach Gloggnitz, wo man um 5 Uhr Nachmittags ankam. Kurz, man brauchte zwei Tage, um eine Entfernung zu bewältigen, die man heute in 2 Stunden überspringt.

Und doch gab es auch damals schon schwärmerische Männer genug, die, so oft sie nur konnten, aus der Enge ihres Berufslebens in die Berge eilten, um die scharfe Würze der Alpenluft in vollen Zügen einzusaugen, und ihre Begeisterung war um so tiefer und aufrichtiger, je beschwerdevoller der Weg war, der zu ihrer Quelle führte. Oftmals klang sie auch aus in einem kräftigen Lobe zu Ehren der gewaltigen Felsen und Berge. Es ist jetzt der Brauch, dem unsichtbaren Bande zwischen Natur und Mensch nachzuspüren und die räthselhaften Eindrücke zu erforschen, die ein künstlerisches Gemüth von seiner Umgebung empfängt. Da fragt man denn zuweilen angesichts der herrlichen Berge, ob sie nicht auch einen Dichter hervorgebracht haben, den man den Dichter der Wiener Alpen nennen könnte, nicht einen Sänger, der zufällig einmal ihnen zu Ehren die Saiten gerührt hätte, sondern einen Künstler, dessen ganze Kunst in diesem Boden wurzelt und vom diesem landschaftlichen Hintergrunde nicht abzulösen ist. Einen giebt es: Ferdinand Raimund. Ein Lenau, mit ihm mancher Andere, hat in starken Tönen das Alpengebirge besungen, aber sein Mund pries auch die Wunder des Weltmeers oder erzählte uns das Geheimniß, das im Schilfe flüstert. Raimund allein ist undenkbar ohne den Ausblick nach dem Schneeberg hin. Das Wiener Gebirgsleben, wenn man sich so ausdrücken darf, pulsirt in allen seinen dramatischen Werken, und ihr eigenthümlichster Reiz ginge ihnen verloren, wenn man sie aus den Bergen in die Ebene versetzte. Unter den Wiener Berg-Enthusiasten der zwanziger und dreißiger Jahre war Ferdinand Raimund der erste Einer. Immer und immer wieder durchschwärmte er nicht blos die Erzländer, sondern auch Steiermark, Kärnten, Tyrol. Aber sein Lieblingsaufenthalt war bekanntlich Gutenstein, das von ihm in den überschwänglichsten Ausdrücken angepriesen wird. Er nennt „das wildschöne Thal" seine Braut, sein süßes Lieb, an dessen Busen er sein Gluthverlangen kühlen will, und er weiß nicht, ob er nicht mit dem Westwind grollen soll, weil er um den Nacken der Emigen spielt; ob er nicht den Sturm beneiden soll, der in ihren Locken wühlt; ob er nicht auf die ganze Natur eifersüchtig sein soll, „weil sie als treuer Gatte dich beglückt und mit dir zeugt, was mich entzückt". Reichenau war ihm dagegen eine „großartige Phrase", riesig schön und häßlich zugleich.

In seinen letzten Lebensjahren kettete er sich noch fester an die so heiß geliebte Gegend. Zwischen Pernitz und Gutenstein kaufte er sich ein hübsches Landhaus, und dort besuchte ihn einmal Grillparzer und traf ihn, wie Ludwig August Frankl erzählt, im Walde, angethan mit einer schlottrigen harztriefenden blauen Joppe, hinter jedem Ohr eine Feder, Papier und Tintenfaß in der Hand. „Aber Raimund, wie sehen Sie denn aus?" rief Grillparzer. Darauf erwiderte der Dichter in einer Sprache, die fast angenehmer in die Ohren klingt als der Ueberschwang seiner Naturbewunderung: „No, wie kann ich anders aussehen, wenn ich den ganzen Tag auf die Bamer sig' und dicht?"

Die Villa Raimund, etwas abseits der Landstraße zwischen Pernitz und Gutenstein gelegen, befindet sich heute im Besitze eines bekannten Wiener Industriellen. Man kann sie mit ihren weißen Wänden vom Waggon aus durch die grüne Landschaft blinken sehen. In der Nähe macht sie den Eindruck angenehmer Wohlhabenheit. Das Haus ist ohne Zweifel bald nach der Congreßzeit entstanden. Die Freitreppe, die säulengetragene Vorhalle, der tempelartige Mittelgiebel, die steife Nüchternheit des ganzen Baues, Alles erinnert an die falsche Classik des ersten Empire. Die Villa ist der Typus eines kleinbürgerlichen Landhauses aus jener Zeit. Ein segnender Christus, altes Steinmetzgerlimpel, ganz mit Gefleckt überwachsen, hält die Wache vor der zu beiden Seiten aufsteigenden Freitreppe. Thüren und Läden sind geschlossen. Der Besitzer ist abwesend, und die Neugierde des Fremdlings, ob etwa im Innern noch Raimund-Reliquien zu finden, kann leider nicht befriedigt werden. Aber der Park steht ihm offen, der mit seinen Schatten still und feierlich das helle Haus umfängt. Gewiß lebt und grünt hier noch mancher von den Bäumen, auf denen einst der melancholische Vogel saß und seine lustigen Weisen erfand. Denn ein Melancholiker war der arme Raimund, das verräth schon der Gedenkspruch, den man ihm zu Ehren auf einer Marmortafel im Garten angebracht hat. Er stammt aus jenem brünstigen Unutlied an Gutenstein. Dunkle Tannen beschatten ihn:

Die Welt, so alt sie immer sei,
Ist Trug und Täuschung tödtet sie nie.
Und edle Wahrheit wohnet nur
Im Herzen kühnliger Natur.

Das klingt so menschenfeindlich! Der Gutsbesitzer Rappelkopf könnte es gedichtet haben, jener kürzerliche Timon, der seine Familie verläßt, in das tiefste Waldesdickicht entflieht und in einer Köhlerhütte sein Leben beschließen will. Die Liebe zur Natur lieh auch unserem Raimund den Vorwand für Menschenhaß und Weltverachtung. Das ganz einsame Landhaus im stillen Bergthale war seine Köhlerhütte. Es ist Einem, als sähe man ihn auf diesen düsteren Gartenwegen dahinwandeln, in grämliche Gedanken versunken, selbstquälerisch in erdichteten Qualen grübelnd. Es muß schwer mit ihm zu leben gewesen sein. Der Rappelkopf ist gewiß ein Selbstportrait. Der vierte Band seiner von Gloffy und Sauer herausgegebenen Werke, welcher eine Biographie des Dichters enthalten soll, läßt leider noch immer auf sich warten; aber was Ludwig August Frankl in der bereits erwähnten kurzen Lebensskizze erzählt, genügt, um sich von den Leiden des Dichters ein Bild zu machen. Allerhand Mißgeschick, komisches und tragisches, verfolgt ihn; beständig sieht man ihn zwischen feindseligen Mächten hin- und hergezerrt. Die Liebe spielt ihm besonders übel mit, und die Ehe wird ihm in der ersten Flitterwoche zur Hölle auf Erden. Hat er seine Frau je geliebt? Er weiß es selber nicht zu sagen. Nach einem Spaziergange durch den Wurstelprater kehrt er eines Abends im Gasthause „zum Papesl" ein. „Da sitzt die Louise mit ihrem Vater, der auch Localstücke geschrieben hat. Der Mondschein hat sie so schön beschenkt, daß sie mir auf einmal interessant vorkommen ist. Ich hab' oft mit ihr Komödie gespielt, sie war mir immer gleichgiltig; aber heut' hat der Mondschein sie ganz verklärt." Und um das Herz des armen Dichters war es geschehen. Er ist in den Mondschein verliebt und glaubt in das Mädchen verliebt zu sein. Erst am Tage der Hochzeit findet er wieder seinen Verstand. Die Festgäste sind versammelt, die Braut prangt in ihrem Schmucke, aber weit und breit ist kein Bräutigam zu sehen; das Stück, das uns ihn spielt, eine Art Beichte, ein Selbstbekenntniß und eine Selbst-Analyse, womit er sich die Schlacken aus der Seele schaffen wollte. Von tausend wirbigen Gedanken verfolgt, stürmt Raimund in den Prater-Auen umher, und als er endlich in später Nacht heimkehrt, findet er die so schmähe verlassene Braut ohnmächtig vor seiner Schwelle liegen. Es ist bekannt, wie das Wiener Publicum damals gegen Raimund Partei ergriff. Zischen und Toben ergriff ihn bei seinem ersten Auftreten nach der mißglückten Hochzeit: „Abbitten!" ... „Dem Fräulein Satisfaction!" scholl es aus allen Winkeln des Zuschauerraumes, und als dann Raimund vortrat und die verächtliche Bemerkung ins Parterre warf, auf allgemeines Verlangen eine Rolle zu spielen, sei ihm öfters vorgekommen, aber daß er nun auch auf allgemeines Verlangen heirathen solle, sei ihm neu: da brauste ein solcher Sturm des Unwillens durch das Haus, daß der Vorhang fallen mußte. Raimund hat diesen Schimpf den Wienern nie vergessen. Die Ehe wurde dann doch geschlossen, aber nur um gleich darauf getrennt zu werden. Eine Folterqual war es für den Armen, wenn er mit der geschiedenen Frau zu spielen hatte. Sie that ihm dabei alle mögliche Unbill an. Zwang ihn die Rolle, sie zu küssen, so biß sie ihn heimlich in den Arm oder biß ihn in die Wange; hatte sie ihm freundliche oder zärtliche Worte zu geben, so ließ sie denselben regelmäßig mit leiser Stimme ein Schimpfwort nachklingen: „Theure Seele . . . Säuft, Schurke! . . . Geliebter meines Herzens . . . Du Hadertumpf!" Kurz, sie spielte die Scene, welche Diderot in seinem „Paradoxe sur le comédien" so köstlich angedeutet hat.

Hier in seinem Landhause bei Gutenstein genoß der Dichter die treue, ausdauernde Liebe seiner Freundin Antonie Wagner. Sie war gleich ihm ein Wiener Bürgerkind, die Tochter eines Kaffeehausbesitzers, aber ohne Zweifel mit mehr Gleichmuth und guter Laune gesegnet als Raimund, sonst hätte auch sie das Zusammenleben mit einem leberkranken, in Schwarzseherei schwelgenden Dichter nicht lange ertragen. Einige Reisebriefe, die er an sie gerichtet, finden sich in den gesammelten Werken. Sie kommen alle aus Gebirgsgegenden, überfließen von entzückten Naturschilderungen und leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen. „Nichts vermag die Grundpfeiler unserer reinen Liebe zu erschüttern . . . unser Gemüth hat eine moralische Tiefe, und darum steht der Tempel unserer Seelenvereinigung fest . . . was kümmert mich die Arglist der Welt, so lange ich dich besitze, du holder Cherubinkopf, in dessen Glanz ich meine Thränen spiegeln kann!" In so überspannte Saiten greift die Liebe unseres Volksdichters. Dazwischen derbere Alltagstöne: „Du hättest mich sehen sollen mit meinem wachstuchenen Regenmantel, der mir das Wasser auf die Nase hinableitet, weil er zu kurz ist, und meinen schweren, jubiläum Stiefeln, wie ich durch Tick und Dünn dahin wate." Aber immer wieder die Klage über einen eingebildeten Schmerz, die Diffonanz der Eifersucht: „O, meine Toni, wüßte ich, daß du einem Andern lieben könntest, jetzt wär' es noch Zeit, zu fliehen mein höchstes Unglück, deinen Verlust . . . mein Herz liebt dich unendlich, meine Eifersucht aber haßt dich; hungere sie aus in ihrer Burg des Mißtrauens, und hast du diesen Feind getödtet, so hast du dir ein Herz erobert, rein mit Liebe und Vertrauen angefüllt."

Es war schwer, glücklich zu sein bei so rasch wechselnden Seelenstimmungen. Nur im innigsten Verkehre mit der Natur hat denn auch der Dichter seinen Frieden gefunden. Breit und weit dehnt sich das Thal vor seinem Landhause; gegenüber erheben sich schwarzbewaldete Bergrücken, über welche das mächtige graue Haupt des Schneeberges herüberschaut — eine einfache und große Natur, die man sich als Prospect bei allen Raimund-Stücken denken mag. Der Dichter hat zwar das Haus erst 1834, zwei Jahre vor seinem Tode, gekauft, aber lange vorher besuchte er alljährlich sein geliebtes Thal. Hier erneuerte er seine schöpferischen Kräfte, hier erfand und gestaltete er seine Stoffe, hier war sein eigentliches Theater, das er mit seinen Zaubergestalten bevölkerte. Sein Blick hing an den himmelhohen Felswänden, kletterte sinnend über die lichten Zinnen und Zacken oder senkte sich in die geheimnißvollen Tiefen, über welchen der blaue Aether sich wölbt, und plötzlich begann das die Gebirge zu glänzen, zu schimmern, zu leben, Astragalus, der Alpenkönig, erschien, begleitet von den Berggeistern Lucrinus und Alpanor; ein Stern strahlte aus Cherubinus's Felsenhöhle, Alpinde weinte ihre diamantenen Thränen von der Alpe ins Thal hinab, und auf rosigen Nebeln schwebte die Phantasie mit reinfarbenen Flügeln von den Höhen zu dem Dichter hin. Die Sonne schien, der Abend kam, der Mond goß sein Märchenlicht über die Landschaft oder aber der Himmel verdüsterte sich, der Sturm rüttelte an den Felspalästen — dann brüllte Moisasur seinen furchtbaren Zauberfluch durch die Lüfte, und Antimonia, die Fee der Widerwärtigkeit, krächzte ihre Verwünschungen, oder die Zauberschwestern Vipria und Arrogantia sausten auf ihrem Wolkenwagen zwischen den wüthend gewordenen Elementen einher. Dies Alles hat der Dichter in seinem Thale gesehen. Seine bedeutendsten Stücke sind in dieser Landschaft gedacht, aus dieser halb milden, halb wilden Scenerie hervorgewachsen. Das Zaubermärchen ist ihm ein Kind des Gebirges, ja das Gebirge selber, und zwar das Wiener Gebirge. Wenn auch Astragalus „bei des Chimborasos eisgekrönstem Haupte" schwört, so weiß man doch, daß mit diesem Chimborasso ganz einfach der Schneeberg in Niederösterreich gemeint ist.

Raimund's erste Stücke bewegen sich noch im conventionellen Märchentante und spielen in irgend einem fabelhaften Persien oder Arabien. „Flache Insel, indische Gegend" wird für den „Barometermacher auf der Zauberinsel" vorgeschrieben, später braucht man einen indischen Garten mit einem chinesischen Lusthause. Auch noch „Der Diamant des Geisterkönigs" spielt in der Ebene des herkömmlichen Feenlandes, aber schon hebt sich da und dort der Boden, schon sieht man den Berg mit dem singenden Baume und einen Vulcan, der farbige Blumen aufspeit. Von da an trennt sich Raimund's Phantasie nicht mehr von der Gebirgslandschaft. Alles, was sie hinfort ersinnt, ist von Geburt an mit Feld und Berg umgeben. „Der Bauer als Millionair", „Moisasur's Zauberfluch", „Die gefesselte Phantasie", „Alpenkönig und Menschenfeind", Die unheilvolle Zauberkrone", ein Stück, das um der köstlichen Figur des Simplicius willen eine Rettung verdiente, endlich „Der Verschwender", es sind Alles mehr oder weniger Gebirgsstücke, die auf dem Hintergrunde der Wiener Alpen dem Dichter lebendig geworden sind. Das letzte Bild seines letzten Stückes ist eine Alpenscene, Sennerinnen und Sennerinnen treiben das Vieh von den Alpen und singen: „Dudilde, die Küh' treibt's von der Alm, Dudilde!" Raimund sagte selbst, daß ihn das Hochgebirge mehr erfreute „als das lächelnde Hügelland". Für sanfteren Rhythmus im Heben und Senken des Bodens, für die ruhig dahinklingende Melodie der Landschaft hatte er weniger Sinn. Seine Feen und Zaubergeister brauchten eine stärkere Natur. Wenigstens sollte das Anmuthige mit dem Wildromantischen abwechseln. So wurde er zum ersten und größten Dichter der Wiener Alpen. Er hat sie nicht abstrahirt besungen, er ist kein niederösterreichischer Haller gewesen, aber aus seinen Werken strömt mit erquickendem Hauche die Luft unserer Berge.

Seit 1836 liegt er in seinem Gutenstein begraben. Vor zwei Jahren hat man nicht ohne Pomp den fünfzigjährigen Gedenktag seines Todes gefeiert. Seither ist es wieder etwas stiller geworden um dieses Grab. Unlängst standen wir vor dem grünen Rasen, unter welchem Oesterreichs Volksdichter schlummert, und betrachteten die Erzbüste, die ihm Antonie Wagner gewidmet hat. Zwischen dem Busen des Dichters und seiner Stirn hatte eine Spinne ihren Webstuhl eingeschmuggelt. Neben dem Grabe mähte der Todtengräber mit der Sense das Gras ab, ein dünnes, ausgemergeltes Männchen. Man denke sich Bartholomäus Quecksilber oder Simplicius Zitternadel, aber alt geworden und in einen bäuerlichen Gewatter Hain verwandelt. Der gute Mann erinnerte sich nicht mehr des Dichters. Aber sein Vater war Autoritiner gewesen, und durch ihn hatte sich Raimund nach der großen Ueberschwemmung im September 1833 herumfahren lassen, um die Verheerung anzusehen. Er habe dann, erzählte der Sensenmann, ein Theaterstück g'schrieb'n zum Besten der Verunglückten, aber wie es schon zu gehen pflegt, ein gewisser Kiefer — „eigentlich hat er sich Hofreithner g'schrieb'n" — habe fast Alles bekommen, die Anderen weniger . . . Einer von uns beugte sich über das Gitter, um die Spinne zu verscheuchen und ihr Werk zu zerstören. Nun funkelte das Erz hell und heiter in der Sonne. So mag die gute Toni, die so treu bei dem Dichter ausgehalten, in trüben Stunden ihn aufgeheitert und das Spinnweb von seinem Gemüthe gestrichen haben, daß sein Auge fröhlich wieder aufblinkte und sein Geist Lichter sprühte, die uns noch heute erwärmen und das Herz erfreuen.

## Marine.

* Wilhelmshaven, 6. September. Heute Vormittag lief das neue, auf der kaiserlichen Werft in Danzig für die Marinestation der Nordsee erbaute Stationschef-Boot wohlbehalten hier ein. Das neue, 25 m lange, aus Holz gebaute Fahrzeug ist lediglich für den Dienstgebrauch des Stationschefs bestimmt und so eingerichtet, daß mit demselben auch größere Dienstreisen, wie sie der Stationschef häufig zu machen hat, unternommen werden können. Rücksichtlich dieser Bestimmung des Fahrzeugs ist der Hauptwerth auf große und bequeme Cajütträume gelegt, welche den größten Theil des Schiffes einnehmen. Die Maschinen und Kessel liegen daher ziemlich vorn im Schiff und sind von den Wohnräumen vollständig getrennt. Etwa in der Mitte des Bootes erhebt sich ein ca. 2 m hoher, elliptisch geformter Pavillon, der mit einem rund umgehenden Divan mit grünem gemusterten Jutestoff und einem ovalen Tisch ausgerüstet ist und eine Aussicht nach allen Richtungen gestattet. Vom Pavillon aus führt ein Niedergang zur Cajüte, deren Deck ca. 75 cm höher gelegen ist, als das gewöhnliche Deck, wodurch erheblich an Höhe und Raum gewonnen ist. Die Wände sind mit einer gelbbraunen, reich ornamentirten gepreßten Ledertapete bedeckt; an den Seiten erstrecken sich bequeme Divans mit olivbraunem gepreßten Plüschbezug, mit welchem die Tischdecke und der Teppich harmoniren. An der Steuerbordseite des Niedergangs steht ein mediceisches Büffet aus massivem Mahagoniholz; an der hintern Wand ein kleiner Ofen mit Marmorplatte für Dampfheizung, auf welcher eine Stutzuhr aus Nußbaum steht. Hinter der großen Cajüte liegt ein Cabinet für den Stationschef mit Divan, Bett und Waschtoilette, daneben ein kleineres Cabinet mit Schlafsopha und Waschtoilette für den diensthuenden Adjutanten. Achtern befindet sich ein von außen besonders zugänglicher Raum mit Bett für Ordonnanzen und Burschen. Die aus 6 Köpfen bestehende Besatzungsmannschaft hat ihren Raum vorn im Schiff, und zwar sind in demselben 3 Koyen vorhanden. Das 250 Tonnen große Boot macht einen recht vortheilhaften Eindruck, namentlich wirkt die einfache, aber geschmackvolle Einrichtung der Cajütenräume sehr wohlthuend. Ein neues Chefboot ist seit Jahren ein Bedürfniß gewesen, da das vorhandene eigentlich nur als Nothbehelf und eine aus Sparsamkeitsrücksichten lange Jahre ertragene Beschränkung angesehen werden mußte. Das neue Chefboot wird voraussichtlich, aus Anlaß der in nächster Woche beginnenden Manöver, viel in Thätigkeit sein und war seine rasche Fertigstellung schon aus diesem Grunde sehr wünschenswerth.

* Aus Kiel, 5. September, wird der „Weßischen Zeitung" geschrieben:

Wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, daß in Anlaß des kaiserlichen Besuches in Italien ein deutsches Geschwader nach Neapel gehen soll, so kann es nur das Ende dieses Monats nun zu formirende Schulgeschwader sein, welches im Winterhalbjahr aus der Kreuzerfregatte „Stosch", dem neuen gepanzerten Kreuzer „Charlotte" und den beiden Kreuzerfregatten „Gneisenau" und „Moltke" bestehen wird. Die gegen Ende dieses Monats aus dem Geschwader ausscheidenden Schiffe „Stein" und „Prinz Adalbert" sollen einer Reparatur unterworfen werden. Die neu eintretenden Schiffe „Stosch" und „Charlotte" werden in Wilhelmshaven für die Winterreise ausgerüstet, „Stosch" gehört demselben Typ an wie „Moltke" und „Gneisenau", mit 2856 Tonnen Raumgehalt, 2500 i. e. und 16 Geschützen. Die „Charlotte" ist ein gleichzeitiger Panzer und etwas größer als die Fregatten der Stoschclasse, der Raumgehalt beträgt 3300 Tons, dagegen ist die Maschinenkraft nicht wesentlich erhöht, 3000 i. e. Wenn man sich dagegen erinnert, daß die neuen Panzerkreuzer „Prinzeß Wilhelm" und „Irene", die neu willkürlich in der Flottenliste den Kreuzercorvetten zugezählt sind, obschon sie größer sind als die größten Fregatten, eine fast doppelt so große Maschinenkraft besitzen, als ihr Raum Tonnen hält (das Verhältniß ist 4400:8000), so wird man sich leicht sagen können, daß die „Charlotte" kein sehr schnelles Schiff sein kann. Ein Muster von fast fabelhafter Geschwindigkeit ist der Avisо „Wacht", Commandant Corvetten-Capitain Hirschberg, der heute zu einer längeren Uebungsfahrt in See ging. Nach den bisherigen Ergebnissen der Probefahrten ist die Annahme berechtigt, daß er einer der schnellsten Avisos ist, der je gebaut worden ist. Man erzählt sich in vollem Ernste, daß die „Wacht" 21 Knoten läuft; ich halte das für etwas übertrieben, aber sicher ist, daß der neue Avisо viel schneller als die einst so berühmten englischen Depeschenschiffe „Iris" und „Mercury" ist, die noch im Anfange der achtziger Jahre als halbe Wunder angestaunt wurden. Die „Wacht" ist ein verhältnißmäßig kleines Fahrzeug von 1240 Tonnen, aber die beiden Dreifach-Expansionsmaschinen indiciren 4000 Pferdekräfte. Die beiden Maschinen befinden sich in wasserdicht von einander getrennten Räumen. Zur Dampferzeugung dienen vier nach Art der Locomotivkessel gebaute Kessel, welche mit 10 Atm. Ueberdruck mit künstlichem Zug arbeiten. Auch die Kessel sind in zwei Gruppen in wasserdicht getrennten Räumen untergebracht. Jeder Maschinen- und Kesselraum wird durch eine besondere Dampfmaschine ventilirt. Die „Wacht" ist ebenso wie das Schwesterschiff „Jagd" nach den Plänen der kaiserlichen Admiralität gebaut.

## Universität.

* Leipzig, 7. September. Der außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät hierselbst Herr Dr. Rudolf Kögel, Oberlehrer an der Nicolaischule, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an die Universität Basel erhalten und ist entschlossen, demselben Folge zu leisten. Er tritt an Stelle Professor Behaghel's, der nach Gießen übersiedelt.

## Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins.

III.

R. Halle a. S., 6. September. Die heutige zweite Hauptversammlung wurde in der Ulrichskirche mit Gesang und Gebet eröffnet. Die Delegirten der Hauptvereine sind in großer Anzahl erschienen, ingleichen sonstige Mitglieder und Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung. Nachdem Herr Professor Dr. Fricke-Leipzig, Vorsitzender des Centralvereins, verschiedene geschäftliche Mittheilungen gemacht, erstattete Herr Rector Schäfer-Frankfurt a. M. den Revisionsbericht über die Jahresrechnung 1886/87, auf Grund dessen dieselbe entlastet und dem Cassenführer Herrn Buchhändler Carl Boerster-Leipzig der Dank für gewissenhafte Cassenführung votirt wurde. Hieran schloß sich der Vortrag des Hrn. Diaconuspfarrers Lic. theol. D. von Criegern-Leipzig über „Mittel und Wege, die Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins zu erhöhen." Es könnte durch Besprechung dieses Themas der Schein erweckt werden, es gehe mit der Gustav-Adolph-Sache zurück und sie habe darum nöthig, Mittel und Wege zu finden, sich wieder empor zu helfen. Dies ist nun nicht der Fall, denn es kann zahlenmäßig nachgewiesen werden, daß sich das Liebeswerk in den letzten Jahren bedeutend verbreitet hat. Die letztjährige Sammlung von Beiträgen hat über 900 000 ℳ ergeben und steht für dieses Jahr eine solche von mindestens 1 Million Mark zu erwarten. Redner giebt als Mittel, das Werk zu fördern und die Einnahmen zu vermehren, folgende Directive: Erlangung der Rechte einer juristischen Person für die Hauptvereine (der Hannoversche Hauptverein hat solche bereits erlangt), Erlaß eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung für Proselitenmacherei (eine solche Verordnung besteht noch im Königreich Sachsen), Aufnahme einer Fürbitte für die Glaubensbrüder in der Diaspora in das allgemeine Kirchengebet, regere Thätigkeit der Haupt- und Zweigvereine namentlich in Bezug auf die Heranziehung neuer Mitglieder, Hinweis der Herren Superintendenten auf die Gustav-Adolf-Sache bei allen sich bietenden Gelegenheiten, Mitwirkung der Geistlichen in Stadt und Land, Einrichtung von Gustav-Adolf-Stunden, Bekanntgabe und Benutzung der einschlägigen Literatur, Gewinnung der Großindustriellen für das Liebeswerk, Vermehrung der rührigen Frauenvereine, öfterer Hinweis auf die segensreiche Thätigkeit der Gustav-Adolf-Stiftung in der Tagespresse, Herstellung einer Statistik über die Gemeinden in der Diaspora, Einstellung eines Generalsecretairs und Reiseagenten. — An den mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag fügte sich eine Discussion an, an der sich die Herren Hofprediger Rogge-Potsdam, Consistorialrath Goebel-Halle und Stiftsprediger Jacobi-Weimar betheiligten, welche praktische Vorschläge zur Erreichung des vom Referenten Gesagten machten. — Eine Anzahl Vertreter ausländischer evangelischer Gemeinden dankten mit herzlichen Worten für die ihnen seit Jahren gewährten Unterstützungen und baten um fernere Zuwendung derselben. — In den Centralvorstand wurden die Herren Geheimer Kirchenrath D. Baur-Leipzig, Geheimer Hofrath Dr. Wach-Leipzig, Buchhändler Boerster-Leipzig, Schulrath Dr. Hempel-Leipzig, Consistorialrath Schuster-Hannover, Oberkirchenrath von Rauschenfels-Wien, Ober-Auditeur Eichenroth-Darmstadt und Consul Adam-Bremen an Stelle der statutengemäß Ausscheidenden gewählt. Herr Superintendent D. Großmann-Grimma berichtete hierauf über die in Vorschlag gebrachten Gemeinden Schwetz in Westpreußen, Stadko in Galizien und Straubing in Bayern, wovon eine das allgemeine Liebeswerk in Höhe von 17 572 ℳ erhalten soll. Die Versammlung entschied sich für Schwetz. Die beiden anderen Gemeinden erhalten je 5400 ℳ und eine Anzahl anderer Gemeinden die eingegangenen werthvollen Gaben (Altargeräthschaften). Den Ort für die nächstjährige Hauptversammlung bestimmt der Centralvorstand. Mit Gebet wurde die Versammlung geschlossen.

## Hochwasser der Elbe.

* Von der Oberelbe schreibt man: „Wiederum ist unser Elbstrom aus seinen Ufern getreten und führte eine gewaltige Wassermasse zu Thal, die gerade hier vorherrend auftritt, da keine Ausdehnung möglich ist. Dienstag Nachmittag nach 5 Uhr begann die Elbe zu steigen, etwa 12 cm in der Stunde; gegen den Morgen des nächsten Tages steigerte sich der Wuchs noch mehr. Da galt es schnell Hand anzulegen, um Alles, was der Hochfluth ausgesetzt war, zu befestigen oder landeinwärts zu schaffen. Die bedeutenden Holzvorräthe bei Herrnskretschen, Krippen 2c. waren diesmal schneller in Sicherheit gebracht als bei der vorhergehenden Hochfluth, da die Sicherungen vom letzten Male noch vorhanden waren. An ein Schlafengehen war für die hart am Ufer Wohnenden nicht zu denken, Schiffer und Floßerleute hatten bis zum frühen Morgen vollauf zu thun. Verluste an Floßholzen 2c. sind glücklicherweise in hiesiger Gegend diesmal nicht zu verzeichnen. Bedeutende Futtermassen, aus Böhmen kommend, trieben während der Nacht den Strom hinunter. Infolge der Hochfluth muß die Schiffahrt ruhen, nur Raddampfer waren am Mittwoch noch in Thätigkeit und passirten zu öfteren Malen mit Fahrgästen die sächsisch-böhmische Grenze. Die Personendampfschiffe hielten seit Mittwoch Nachmittag ihre Fahrten nicht mehr inne, sondern verblieben in Teschen und Schandau. Da die Elbe einen höheren Stand aufweist, als es zu Anfang August der Fall war, so sind zur Zeit sämmtliche Bäume, Wege und Stege im Thale unter Wasser gesetzt. Zwischen Herrnskretschen und Schmilka ist die Communication unterbrochen, desgleichen bei und unterhalb der Hirschmühle, sowie Schöna-Niedergrund. Unheimlich hört sich das Rauschen dieser Fluth an, es gleicht zur Nachtzeit dem in der Ferne heranbrausenden Eisenbahnzuge. — Kein Jahr dieses Jahrzehnts ist an Wasserfülle und Hochfluthen dem jetzigen gleichzustellen, und welcher bedeutende Schaden dadurch verursacht worden ist, wird erst eine spätere Zusammenstellung ergeben. Der Schaden an Wiesenwachsthum ist diesmal z. B. ganz bedeutend.

* Pirna, 6. September. Der Elbstrom hatte uns jetzt ganz plötzlich wieder eine ungeahnte Ueberraschung bereitet; speciell für unser Pirna und die näheren Ellborte ist